

Ein wanderndes Volk!

Autor(en): **Stettler, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 25

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Und so was finden die Großen nun schmachhaft“, meinte Trude verächtlich und zog mit weit offenem Munde die Luft ein.

„Davon versteht ihr nichts“, entschied Krisch überlegen und ließ heldenhaft einen Teil der nach Fusel duftenden Flüssigkeit durch die Kehle laufen.

„Seht doch!“ Seht doch!“ rief Hilde plötzlich aus.

In der Ferne glomm blaugelb ein Feuerschein auf, schwelte am Boden, fladerte unruhig, wurde größer und stieg dann schräg in die Höhe, schwankte ein paarmal, als wolle er wieder sinken, richtete dann mit jähem Ruck sich empor und entfaltete eine leuchtende rote Vohe, die umwallt von pechschwarzen Rauchschwaden glutend gegen das nächtliche Firmament stand.

Im hellen Umkreis dieser Riesenfadel konnte man einen dichten Menschenschwarm wahrnehmen, der den Pfahl, welcher die Teertonne trug, umdrängte. Dann ballten Stimmen sich zu schwermütigen, langgezogenen Liedern, — dahinter das immer währende leise Wellenschlagen des ewigen Meeres.

Indessen begannen auf den Höhen ringsum gleichfalls Johannisfeuer aufzuglühen, manche wie große, goldene Käfer in der Finsternis, andere sehr weit, punktförmig klein, — ferne, winzige Sternlein am Horizont. Und auch von ihnen wehte leises Singen herüber. Glitzernd durch die würzig duftende Juninacht grühten von Höhe zu Höhe sich die Flammenzeichen, während unmerklich sich die Sommer-sonnenwende vollzog.

Krisch hatte die Arme um die Schultern der Mädchen gelegt und wiegte sich zusammen mit ihnen leise im Rhythmus der Klänge. Er kannte alle Weisen und summt sie mit. — Die Schwestern, erfüllt von sonderbar schwindelnder Müdigkeit, lehnten ihre Köpfe an ihn.

„Hörcht auf, jetzt kommt das Käselied!“ sagte er, und brummte mit verstellt tiefer Stimme den Rehrreim:

„Mutter kocht Johanniskäse,
Mit neun Ecken, mit neun Ranten,
Jedem gibt sie eine Ecke,
Bettern, Basen, Onkeln, Tanten. —
— Liebe Mutter, gute Mutter,
Hast du deinen Sohn vergessen? —
— Gönn den andern doch die Ecken,
Sollst ja selbst die Mitte essen!“

Jetzt fiel eine Harmonika mit munteren Tanzweisen ein. Die Paare begannen sich im zuckenden Flammenschein zu drehen.

„Nun wird's öde“, sagte Krisch und legte sich zurück. Da gänte auch Trude schon. Noch ehe die Teertonne ihre letzten Funken verstreut hatte, waren die drei in einen tiefen, festen Rinder Schlaf gesunken.

*

Fräulein Hansen, die pflichttreue, leuchtete nach mitternächtlicher Heimkehr noch in das Kinderzimmer hinein. Ihr schriller Entsetzensschrei war der Auftakt zu einer Folge von ebenso erregten wie hilflosen Schritten, die Verschwundenen aufzuspüren. In der Johannisnacht war so etwas nicht einfach. Das Gesinde war zu den Feiern gegangen, und dort hatte niemand etwas bemerkt. Da heute ohnehin alles anders war als sonst, wäre auch keinem das Auftauchen von Kindern an ungewohntem Ort besonders aufgefallen.

In erster Frühe — die Sonnenkugel war gerade groß und feuerrot dem Meere entstieg — langte der Stallmeister in angeregtester Stimmung, einen frohen Morgen- gesang auf den Lippen und eine gewisse Unsicherheit in den Knien, vor seiner Wachhütte an. Erstaunt und eingehend betrachtete er die darin schlafende Einquartierung. Zunächst erwog er, ob nicht eine Vision ihn äffe, was nach Genuß von Hausbier immerhin möglich war. Endlich koppelte er

eines der Pferde los, spannte es vor das fahrbare Häuschen und leitete das Tier am Zügel sorgsam über die Weide, Feldbrücke, Straße und Auffahrt bis vor das Portal des Gutshauses. Rumpelnd und polternd kam die sonderbare Kutche hier gerade in dem Augenblick an, als die allgemeine Verzweiflung ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Im Freudenrausch des Wiederfindens vergaß man, den unbesonnenen, kleinen Missetätern ihr Erlebnis durch Vorhaltungen oder Strafen zu vergällen. Und selbst Fräulein Hansen wagte keine pädagogischen Einwendungen angesichts der hellen Tränen, mit denen die Mutter ihre wieder- geschenkten Zwillinge in die Arme schloß.

Sommersonnenwende.

Von Irmela Linberg.

Ein Kinderlachen flattert durchs Gelände,
Ein heimlich süßer, ferner Wonnelauf
Das ist die Zeit der Sommersonnenwende,
Da wolkenlos der weite Himmel blaut.

Aus all den wilden Gärten aber flammen
Goldrote Blüten, dufterfüllte Pracht ...
Und Erd und Himmel fließen leis zusammen
Im Mondlichtzauber der Johannisnacht.

Nun wird es stumm auf all den weiten Feldern,
Wie schnell entfloß der kurze Maientraum!
Und heimlich tief in dichten Schattenwäldern
Bau'n schon die Vögel Nester in den Baum.

Die Sonne kann nicht mehr so glühend scheinen,
Die Blütenköpfchen neigen sich zum Kraut
Horch — klang da nicht ein leises Kinderweinen
Fernher? Ein irrer, weher Sehnsuchtslaut?

Ein wanderndes Volk!

Von O. Stettler.

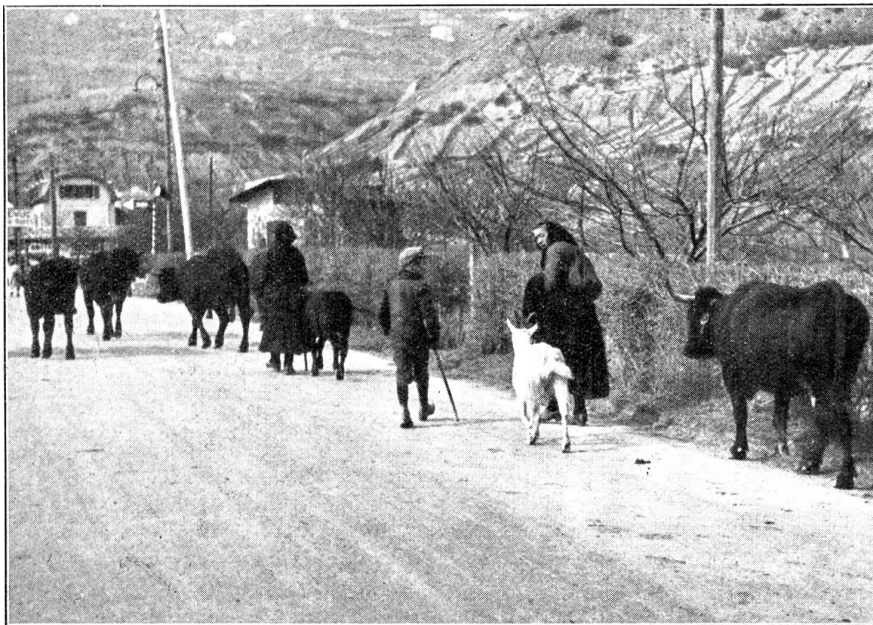
In vielen Bergtälern des Schweizerlandes wandert der Bergbauer, sobald im Herbst die Alpen abgeweidet sind, mit seinem Vieh von Stall zu Stall. Zuerst bezieht er die höchstgelegenen Hütten, verfüttert da den Heuvorrat und steigt, wenn der Schnee oft schon schuthtief auf den Weiden liegt, in die untern Sassen. Dabei wandert er meist nur mit der Viehhabe, während seine Familie im Berg-dorfe zurückbleibt.

Viel ausgedehnter und ganz anderer Art sind die Wanderungen in den einzelnen Walliser-tälern, vor allem im eigenartigen Eufischtal (Val d'Anniviers). Dieses über 30 Kilometer lange Tal beherbergt rund 2000 Einwohner, die sich auf eine Anzahl Bergdörfer verteilen, welche entweder im Talgrund (Bisson, Ayer, Zinal) oder an den Berg-hängen und Felsterrassen liegen (Chandolin, St. Luc, Pin-sec, Mayoux, St. Jean, Grimentz).

Schon oft hörte ich von dem eigenartigen Wander-völkchen sprechen und wollte mir das Tal einmal näher ansehen.

So wandere ich am 25. Februar von Sierre über Glarey zur Rhonebrücke und freue mich der warmen Sonne. Am Straßenrand leuchten schon einige Gänseblümchen aus dem Rasen, und am Rhoneufer gucken die gelben Blüten des Humfaktichs zwischen den Steinen hervor. Wahrhaftig, in Sierre ist bereits der Frühling eingezogen!

Dort im Süden aber, wo sich nach steilem Anstieg das Eufischtal öffnet, starrt mir noch der tiefe Bergwinter entgegen, und stellenweise reicht der Schnee bis gegen die Rhone hinunter. Jenseits der Brücke windet sich die Straße zwischen spärlich bewachsenen Schutthügeln eines alten Berg-



Nach sechsstündigem Marsch kommen die Leute aus Zinal mit ihrem Vieh in Sierre an.

sturzes hindurch, deren Flanken von der Rhone stellenweise tief angefressen sind. Jetzt teilt sich der Weg; in scharfer Kurve biegt eine Straße nach rechts und führt in mäßigem Anstieg über die Bergflanke hinauf, um schließlich in vielen Windungen den Eingang ins Val d'Anniviers zu erreichen.

Aber was für ein merkwürdiger Zug bewegt sich denn diese Straße hinab? Menschen, Kühe, Ziegen und Schafe, hochbeladene Wagen mit Hausrat, Kindern, Holz, Stroh und Heu. Der reinsten „Auszug der Helvetier“! Das müssen die wandernden Anniviarden sein!

Ein alter Bauer aus Siders, der, am Wegrand sein Pfeifchen schmauchend, dieser merkwürdigen Völkerwanderung vielleicht zum hiezigsten Male zusieht, gibt mir auf meine Fragen bereitwillig Auskunft.

„Sehen Sie“, sagt der Alte, „so geht es nun tagelang auf dieser Straße. Es wundert einen nur, woher diese Leute auch alle kommen.“

„Eifischtaler?“ frage ich. Er nickt und wies mit der Hand nach dem Rhonetale: „Dort, rings um Siders herum, sehen Sie eine ganze Anzahl Dörfer und Weiler: Noës, Villa, Muraz und wie sie alle heißen, in die Rebberge gestreut. Dort ist die zweite Heimat dieser Leute. Dort besitzen die Eifischtaler seit Jahrhunderten Grund und Boden; denn fast die Hälfte des kultivierten Landes der Gemeinde Siders gehört ihnen. Sehen Sie unten die ausgedehnten Rebberge mit den darin verstreuten Aedern und Wiesen, und weiter oben gegen die Berner Alpen zu jene schönen Weiden? Alles das gehört diesen Berglern!“

„Nun ziehen sie also für den Sommer ins Rhonetale?“ frage ich.

„Nicht für sehr lange“, meinte der Waliser. „Jede Familie besitzt irgendwo in diesen Dörfern ein Haus, ausgerüstet mit allem nötigen Hausgerät. Ringsherum stehen die Ställe, Scheunen und Speicher. Sehen Sie jene Familie dort mit der schweren Ladung Heu und Brennholz? Das sind Leute aus Pinsec. Sie fahren ihr Fuhr heute noch nach Noës, während die

älteren Kinder das Vieh auf der anderen Talseite über Vercorins in das gleiche Dorf treiben.“

„Was tun denn diese Leute schon so früh im Jahre hier im Rhonetale?“

„Sie haben gewiß Arbeit genug! Da wird zuerst Haus und Stall instand gestellt; bei gutem Wetter wird mit Hilfe des Maultiers, das in keinem Bauernbetriebe fehlt, Dünger in die Reben getragen. Die Erwachsenen graben die Aeder um, lodern die Weinberge, setzen Kartoffeln. Jedes Dorf besitzt auch ein Kirchlein und ein Schulhaus; denn Pfarrer und Lehrer ziehen auch mit, und die Schule wird im Rhonetale fortgesetzt.“

Jetzt naht sich uns ein Wagen, beladen mit Kisten, Geräten, Werkzeugen. Hinten schaut vergnügt eine weiße Ziege aus einer mit Stroh gepolsterten Kiste heraus.

„Diese Geiß wird bald ein Junges werfen, deshalb kann sie den langen Weg nicht mehr selbständig zurücklegen“, erklärte mir der Alte. „Und sehen Sie die beiden alten Leute, die vorn im Wagen sorgsam in Stroh und Decken gebettet sind? Seit bald neunzig Jahren machen

diese wadern Leute jeden Frühling und Herbst die beschwerliche Reise von Chandolin nach Sierre und zurück mit. Jetzt können sie nicht mehr selbst gehen, aber mit wollen sie. Das Wandern liegt ihnen eben im Blut.“

Treuerlich lächelt mich der Greis im Wagen an, als ich mich anschide, ein Bild dieses eigenartigen Gefährtes aufzunehmen, während das Mütterchen, das bereits 92 Lenze zählt, ruhig weiter schläft.

„Nun ist es aber Zeit, daß ich den Weg unter die Füße nehme, wenn ich heute noch in Bisson sein will“, gebe ich meinem freundlichen Siderser zu bedenken.

„Allerdings“, meint er, und bläst weiße Tabakrauchlein in den blauen Himmel.

„Vier Stunden müssen Sie schon rechnen und dürfen sich dabei nicht oft verläumen lassen wie bei mir!“

Ich danke ihm für die freundliche Auskunft und ging bergan. Immer wieder mußte ich großen Viehherden, be-



Alte Leute legen den langen Weg im Maultierwagen zurück, fein warm in Stroh und Decken verpackt.

stehend aus lauter reinrassigen Gringerfüßen, ausweichen. Wagen um Wagen fuhr an mir vorbei zu Tal, und erst, als ich die Pontischluchten erreichte, hörte nach und nach der Zug auf. Hier holte mich ein junger Mann aus Biffon ein, der vormittags bereits ein Fuder Habseligkeiten nach Glaren gebracht hatte und jetzt mit leerem Wagen von neuem ins Tal hinein fuhr, um eine neue Ladung zu holen. Seiner freundlichen Einladung, meinen Rucksack aufzuladen, kam ich gerne nach, und gemütlich plaudernd brachten wir bald die vielen Tunnels durch die Felsen der Pontischluchten hinter uns. Auf einem ebenen Wegstück brachte er sogar sein Eselchen in einen regelrechten Trab, während wir das Wägelchen bestiegen. Aber auf der schmalen Wagenplatte wurde mein Sitzleder derart geklopft, daß ich froh war, als der Weg wieder etwas aufwärts führte und wir absteigen „mußten“.

Viel Merkwürdiges wußte mir mein Begleiter noch von den Anniviarden zu erzählen. „Sie müssen nicht meinen“, sagte er, „daß mit der Rückkehr in das Bergtal, die im April erfolgt, unsere Wanderungen abgeschlossen seien. Nein, wir wandern eigentlich das ganze Jahr. Im April und Mai bleiben wir in den tiefer gelegenen Maifässen, pflanzen da unsere Kartoffeln und Grobbohnen; dann ziehen wir volends hinauf in unsere Dörfer, bringen die Wasserleitungen ins Land, wässern Wiesen und Acker, bestellen die Gärten, fliden die Zäune und Dächer. Inzwischen ist es Juni geworden. Jetzt ziehen wir mit unserem ganzen Viehstand hinauf in die obere und oberste Staffel, die bis 2500 Meter über Meer reichen. Aber auch hier können wir uns nicht langer Ruhe freuen. Mehrmals müssen unsere Frauen und älteren Kinder hinunterziehen nach Siders, um die Reben aufzubinden und zu schneiden; dann steigen sie wieder in die Bergdörfer, im Juli zur Heuernte, im August zur Roggenernte. Erst wenn im September die Alpen abgeweidet sind, ziehen wir wieder unseren Dörfern zu. Während im Oktober das Vieh noch das Futter der unteren Staffeln verzehrt, wandert alles entbehrliche Volk hinunter in die Weinberge, denn jetzt beginnt die Weinlese. Da erleben wir unsere fröhlichsten Tage. Später kommt auch das Vieh nach Siders, wo es noch einige Wochen auf den saftigen Wiesen des Rhonetales auf die Weide getrieben wird.“

Ende November, wenn es anfängt richtig einzuwintern, ziehen wir mit Rind und Regel für den Rest des Jahres endgültig in unsere eigentliche Heimat, ins Bergdorf zurück. Hier genießen wir nun etwa drei Monate der winterlichen Ruhe.“

„Ihr müßt schon ein zähes Völklein sein, daß Ihr ein solch anstrengendes Wanderleben aushaltet“, bemerkte ich. „Das Wandern gehört nun einmal zu uns, wie der Fluß zum Tal“, entgegnete er lächelnd. „Wir würden uns langweilen, das ganze Jahr in den gleichen vier Mauern wohnen zu müssen wie Ihr Städter. Gewiß bringt dieses Nomadenleben Arbeit und Anstrengung, aber auch viel Freude und Abwechslung. Unsere Vorfahren haben dieses Leben seit Generationen ausgehalten und sind dabei gesund und glücklich geblieben!“

Am folgenden Tage besuche ich mir die Dörfer Manoux und Pinsec. Im ersteren sind nur noch zwei Familien zu treffen und in Pinsec packen eben einige Familien ihre sieben Sachen. Alles geht so selbstverständlich, jedes Familienglied weiß, was es zu tun hat. Der älteste Sohn schleppt große



Pinsec, ein Dorf im Val d'Anniviers, auf schmaler Kette zwischen zwei Wildbächen gelegen.

Strohbinden herbei und türmt sie auf einen Wagen; zwei Töchter fangen Hühner ein und versorgen sie in einer Kiste am hintersten Wagenende. Mutter und Vater versuchen ein schweres Schwein aus dem Stalle zu locken und verstauen es dann ebenfalls in einen besonderen Verschlag des Wagens. Kleider, ein leeres Weinfäßchen, Käse, Säde mit Brot, Kartoffeln, Feldgeräte, alles findet noch irgendwo ein Plätzchen. Um 10 Uhr ist alles bereit zum Abmarsch. Das geduldige Maultier wird angespannt, und die Mutter mit dem jüngsten Kind besteigt den hochgeladenen Wagen. Sorgsam führt der Vater das Maultier über den vereisten Weg nach Manoux und Biffon, wo er die bessere Talstraße gewinnt. Unterdessen treiben die schulpflichtigen Kinder die Kühe, Schafe und Ziegen auf dem schlechten, aber kürzeren Weg der linken Talseite nach dem Rhonetal.

Wie ich am Abend durch die engen Gäßchen von Biffon heimwärts wandere, fällt mir erst auf, wie still es im Eifischtal geworden ist. An die 2000 Menschen und 3000 Stück Vieh haben das Tal verlassen. Hin und wieder bleibt eine Familie im Dorf zurück oder es halten zwei Männer, die von Zeit zu Zeit abgelöst werden, Wache.

Wohl kein Tal der Schweiz beherbergt ein solch eigenartiges, wanderlustiges, arbeitsames und zähes Völklein wie das Val d'Anniviers.

„Eine geplagte Menschenklasse“.

Zeitgemässe Humoreske nach Ilf-Petrow, übertragen von O. F.

In dieser Jahreszeit ist es angebracht, der Fußgänger zu gedenken. Die Fußgänger sollte man lieb haben, — sie bilden den größeren Teil der Menschheit, ja — sogar ihren besseren Teil: die Fußgänger sind es, denen die Welt ihr Entstehen verdankt! Sie bauten Städte, erstellten vielstöckige Gebäude, Kanalisation und Wasserleitung, sie haben die Straßen gepflastert, mit Gas und Elektrizität beleuchtet, die sie erfanden; sie sind es, die über die ganze Welt Kultur verbreiteten, die Buchdruckerkunst und das Pulver erfanden (ob es vielleicht besser gewesen wäre, letzteres unerfunden zu lassen, mag dahingestellt bleiben!) — sie